alles so leicht

Meg Haston lebt in Jacksonville, Florida, wo sie schreibt und als Beratungslehrerin an einer Privatschule arbeitet. »Alles so leicht« ist ihr erster Jugendroman.

Mehr über unsere Bücher, Autoren und Illustratoren auf:
www.thienemann.de

Haston, Meg:
Alles so leicht
ISBN 978 3 522 20215 2

Aus dem Amerikanischen von Alexandra Ernst

Umschlaggestaltung: Natalie C. Sousa unter Verwendung eines Fotos von Catherine Macbride/Getty Images
Innentypografie: Kadja Gericke
Reproduktion: Medienfabrik GmbH, Stuttgart
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

© 2015 Thienemann in der Thienemann-Esslinger Verlag GmbH, Stuttgart
Printed in Germany. Alle Rechte für die deutschsprachige Ausgabe vorbehalten.
© 2014 by Meg Haston and Alloy Entertainment, New York
Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel *Paperweight* bei HarperTeen, an imprint of HarperCollins Publishers.
Published by arrangement with Rights People, London.

Produced by Alloy Entertainment, LLC.

MEG HASTON

alles so leicht

Aus dem Amerikanischen
von Alexandra Ernst

THIENEMANN

Für alle Stevies –
und alle Seelenklempner, die ihnen zur Seite stehen.

Die Kunst, was zu verlier'n, ist gar nicht schwer,
erscheint es uns auch (schreib's hin!) als Malheur.

ELIZABETH BISHOP

ERSTER TAG

Freitag, 4. Juli, 13.34 Uhr

Noch siebenundzwanzig Tage bis zur Freiheit, und ich bin gefangen in einem Blechkasten mit grau bezogenen Sitzen und dem künstlichen Piña-colada-Gestank eines Wunderbaums, der am Rückspiegel baumelt.

Josh – Verzeihung! *Joshua* – würde mich vermutlich ein hysterisches Huhn nennen. Manchmal stelle ich mir vor, wie er solche Dinge sagt. Es ist nicht so, dass ich seine Stimme höre oder er mir im Traum erscheint oder irgend so ein Quatsch. Aber wenn ich ganz still bin, kann ich beinahe – nur beinahe – die Worte verstehen. Je näher der Jahrestag rückt, desto mehr strenge ich mich an. Ich tue so, als würde er neben mir auf dem verfaulten Holzbalkon stehen, vor Sonnenaufgang, wenn mein flacher, rasselnder Atem das einzige Geräusch auf der Welt ist. Ich beschwöre ihn mitten in der Nacht herauf, und dann sitzt er an meinem Bett, in dem ich berauscht und krank vor Eden und Alkohol liege. Ich bilde mir ein, er würde mir mit kreisenden Bewegungen sanft den Rücken massieren und mir diese lieblichen französischen Schlaflieder ins Ohr flüstern, die unsere Mutter uns immer vorgesungen hat. Dann fühle ich fast die Wärme seiner Hand.

Ich wünschte, er wäre jetzt hier, um mich zu beruhigen. Ich sitze in der Falle – auf dem Beifahrersitz eines weißen Minivans neben einer fremden Frau mit Haaren wie ingwerfarbene

Zuckerwatte. Sie erzählt mir gerade von der fantastischen Leistung ihrer Enkelin als Velma Kelly in der Schulaufführung des Musicals *Chicago*. Als ob wir alte Freunde wären, als ob sie denkt, ich hätte nicht gemerkt, dass sie die Kindersicherung eingeschaltet hat, als wir vom Flughafen losfuhren.

In alten Filmen kommen immer Männer in Weiß und karren die Verrückten in die Irrenanstalt. Ich kriege eine Frau in einem weißen Minivan.

»... so eine lebendige Darstellung.« Die Zuckerwatte ist nicht zu bremsen. Ihre schimmernden, pinkfarbenen Nagelverlängerungen tippen auf das Lenkrad, die Hände liegen exakt auf der Viertel-vor-drei-Position. »Sie ist tatsächlich in die Rolle hineingeschlüpft. Bill – das ist mein Mann – hat alles auf dem Camcorder aufgenommen.«

Ich schaue aus dem Fenster auf das endlose Band eines zweispurigen Highways. Die flache Wüste New Mexicos sieht aus wie eine Kinderzeichnung: ein wächsern blauer Himmel über der gezackten, roten Erde; Kakteen, die so schief stehen, als ob jemand sie einfach achtlos in den Boden gesteckt hätte. Ich kann sogar die kräuselnden Hitzewellen sehen, wie damals, als Josh und unser Dad hinter dem Haus in der Broad Street gegrillt haben. Aber wenn ich blinzele, verschwinden sie.

»Sie ist die Einzige in unserer Familie mit einer künstlerischen Ader.« Die Zuckerwatte lacht und schüttelt den Kopf. Ihr Haar sitzt fest wie eine Haube.

Der Minivan biegt auf eine lange, schmale Landstraße ein. Rechts liegt ein Feld, seit Stunden das erste Grün, das ich zu sehen bekomme. Hinter dem Grün ist ein staubiger Reitplatz, an dessen Zaun ein paar Pferde gebunden sind. Mehrere quadratische, weiß verputzte Gebäude mit flachen Dächern verteilen sich über das Gelände. Sie sind alt und stehen in unregel-

mäßigen Abständen, wie Würfel, die man auf den sandigen Boden geworfen und dort liegen gelassen hat.

»Wir melden dich erst einmal in der Villa an, und dann bringe ich deine Sachen in deinen Bungalow«, sagt die Zuckerwatte.

Villa? Bungalow? Aus ihrem Mund klingt das Ganze wie ein All-inclusive-Hotel. Beinahe hätte ich den Begrüßungscocktail verlangt. Der Rausch von gestern Abend verfliegt allmählich.

Der Bluterguss über meiner linken Augenbraue pocht, und ich betrachte mein Spiegelbild im Fenster. Die Schwellung hat sich zu einer rötlichen Beule ausgewachsen, die wie die Kontur von Italien aussieht, um neunzig Grad gedreht. Ich hätte mir die Haare darübergestrichen, wenn ich noch Haare hätte, die der Erwähnung wert gewesen wären. Aber letzte Woche hatte ich sie satt – an einigen Stellen waren sie wellig, an anderen glatt, als ob sie sich nicht entscheiden könnten. Also habe ich Eden dazu gebracht, sie mir ganz dicht am Kopf abzuschneiden. Jetzt kleben mir unregelmäßige Stoppelflächen am Schädel. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal geduscht habe.

Die Straße mündet in einer kreisrunden Auffahrt vor einem großen, ebenfalls weiß verputzten Gebäude. Es sieht aus wie die anderen, nur ausladender, mit einem geneigten Dach aus roten Ziegeln.

»Im Augenblick sind noch neunzehn weitere Mädchen bei uns, vier pro Bungalow. Du bist in Bungalow drei. Tolle Mädchen in Bungalow drei, ganz tolle Mädchen«, erklärt die Zuckerwatte zwitschernd. »Sie werden sich so freuen, dir alles zu zeigen.«

Oh, super, ich hoffe, es gibt auch Gruppenkuscheln.

»Und das hier ist die Villa.« Sie stellt den Minivan ab und dreht sich zu mir um. Sie ist eine bekehrte Ex-Raucherin, das sieht man an den bläulich weiß gefärbten Zähnen und den haar-

feinen Linien, die sich von ihren gekräuselten Lippen nach außen ziehen wie ausgetrocknete Bachläufe.

»Ich freue mich sehr, dass du dich zu diesem Schritt entschlossen hast, Stephanie.« Einen Augenblick lang fürchte ich, dass sie meine Hände umfasst, vielleicht, um mit mir zu beten. Aber vermutlich steht mir ins Gesicht geschrieben, dass das keine gute Idee wäre, und so lässt sie es bleiben. »Wir alle freuen uns.«

»Stevie. Ich werde Stevie genannt.« Meine Stimme ist rau. Schwach, obwohl ich plötzlich stinksauer bin. Warum hat Dad ihnen nicht gesagt, wie ich genannt werden will? Stevie. Niemals Stephanie. Ich bin keine Stephanie.

»Stevie.« Sie klingt unsicher, vielleicht hat sie gerade das Antlitz meiner Mutter auf meinem linken Unterarm entdeckt. »Stevie«, versucht sie es noch einmal. »Willkommen zum ersten Tag deiner Heilung.«

Ein Klicken ertönt, und ich betätige den Hebel. Die Tür schwingt auf.

Ich setze meine grauen Flip-Flops in den roten Staub und blinzle ins Licht. Zwei Betontreppen führen hinauf zu einer hölzernen Eingangstür mit einem verspielten Griff aus Schmiedeeisen. Zwischen den Treppen steht ein gekachelter Springbrunnen, aus dem ein Rinnsal aus fauligem Wasser tröpfelt.

Der Anblick erinnert mich an eine von diesen dämlichen Renovierungsshows, die Josh nebenher laufen ließ, während er für sein Psychologiestudium lernte. So klug war er: mit siebzehn an der Uni und in der Lage, gleichzeitig fernzusehen und zu lesen.

»Also ehrlich, Josh«, sagte ich und setzte mich auf den schäbigen, senffarbenen Wohnzimmerteppich. Der Teppich roch nach Katzenpisse und Zigaretten. Nachdem unsere Mutter uns ver-

lassen hatte, zogen wir in diese heruntergekommene Wohnung im Westen der Stadt. Kein Vergleich zu dem luftigen viktorianischen Haus in der Broad Street, in dem wir zu viert gelebt hatten. Josh und ich nannten unsere neue Wohnung *Château Bruchbude*. »Können wir nicht was anderes gucken?« Auf dem Couchtisch lag eine ungeöffnete Tüte mit Salt-&-Vinegar-Chips, etwas, das unsere Mutter uns nie erlaubt hätte.

»Solltest du nicht schreiben?«, gab Josh vom Sofa zurück, einer französischen Recamiere aus dem achtzehnten Jahrhundert. Wie der Rest unserer Möbel gehörte sie früher unserer Mutter. Sie passte überhaupt nicht zu den billigen Plastikrollos und den hässlichen Leuchtstoffröhren. »Oder dich wenigstens mit einer Schreibblockade in deinem Zimmer einschließen?«

»Ben sagt, dass es so etwas wie eine Schreibblockade nicht gibt. Nur ein verdrängtes Ich-will-das-auf-gar-keinen-Fall-machen-Gefühl.« Bennett Ashe war Schriftsteller und ein Freund unseres Vaters. Sie hatten sich kennengelernt, als mein Dad eine Schreibgruppe für Männer gründete und sie in der Zeitung annoncierte, bei der er als Journalist im Kunst- und Kulturressort arbeitete. Die Zusammenkünfte der Gruppe verliefen immer gleich: Donnerstagabends trafen sie sich in unserer Küche, tranken Bourbon und erzählten sich von ihren neuen Romanen, die nie Wirklichkeit wurden. Ben war der einzige echte Autor in der Gruppe, wenn man von den drei Manuskripten absah, die mein Dad wie Pornoheftchen ganz unten in seiner Schreibtischschublade versteckte.

»Wie läuft's mit … ähm, dem Seminar?« Das war es nicht, was er fragen wollte. Oder worüber – über wen – er etwas wissen wollte. Aber es gab ein ungeschriebenes Gesetz zwischen uns beiden, und er hielt sich daran.

»Gut, denke ich.« Ben bot während des Sommers ein Lite-

raturseminar für die Studierenden des Community College an, und er war bereit, mich teilnehmen zu lassen. Dad schwor Stein und Bein, dass es nur an meinem Talent lag und überhaupt nichts mit der Tatsache zu tun hatte, dass Ben praktisch zur Familie gehörte und mich armes mutterloses Kind bemitleidete. Aber klar doch.

»Ich könnte mir deinen Text anschauen, wenn du möchtest.«

»Er ist noch nicht fertig«, sagte ich schnell. »Vielleicht später.«

Ich streckte die Beine aus und presste meine Handflächen gegen den Teppich, fühlte, wie die kratzigen Fasern gegen den Druck ankämpften. Ich holte tief Luft, ganz langsam, und spannte gezielt meine Beinmuskeln an. Die Bein-Lifts müssen akkurat sein, sonst zählen sie nicht. *Eins. Pause. Halten. Und ab. Zwei. Pause. Halten. Und ab.*

Josh achtete nicht auf mich, sondern starrte auf das Haus im spanischen Stil, das im Fernsehen gezeigt wurde. Es stand in Miami, umringt von Palmen. Im Garten gab es sogar einen Pool. Das Hemd des Hausbesitzers war so weit aufgeknöpft, dass man seine haarige Brust sehen konnte.

»Schau dir den Springbrunnen vor dem Haus an. Hübsch, nicht?« Josh griff nach der Chipstüte und riss sie auf. Eine Wolke aus Salz und saurem Essig stieg daraus empor. Mein Magen verdrehte sich vor Schuldgefühl. Zu viel Salz, hätte sie gesagt. Zu viel Fett. Josh war das egal. Er tat so, als ob das alles keine Rolle spielen, als ob sie nie zurückkommen würde. »Los doch. Die magst du doch so gern.« Er kippte die Tüte in meine Richtung.

»Tue ich nicht«, stieß ich hervor. »Außerdem habe ich schon gegessen.« Ich wechsele das Bein. Schneller jetzt, doppeltes Tempo. Ich war sehr effizient, wie eine Maschine. Ich achtete da-

rauf, durch den Mund zu atmen, damit nicht der leiseste Hauch von Fettgeruch in mich eindringen konnte. Ich war eine Festung. »Diese Show ist doch nur was für gelangweilte Hausfrauen, Josh. Ganz ehrlich.«

»Halt die Klappe.« Er warf die Fernbedienung nach mir und traf mich an der Schulter. Ich schnappte sie mir und schaltete auf A&E. »Außerdem heiße ich *Joshua*.« Seit er an der Uni angenommen worden war, bestand er darauf, mit seinem vollen Namen angesprochen zu werden. Vermutlich dachte er, dass dann die echten Studenten nicht merken würden, dass er erst siebzehn und außerdem noch Jungfrau war.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte ich schnaubend. »Diese Show ist für gelangweilte Hausfrauen, *Joshua*.«

Die Zuckerwatte öffnet die Haustür und bedeutet mir einzutreten. »Nach dir.«

Ein Schwall eisiger, klimatisierter Luft fährt mir unter die Kleidung und hinterlässt Millionen kleiner Erhebungen auf meiner Haut. Hier drinnen ist es kälter als im Flugzeug. Ich fühle, wie meine Körperfunktionen einen Gang höher schalten.

Gut so.

»Die Villa ist für dich so eine Art Hauptquartier. Hier nimmst du deine Mahlzeiten ein und verbringst die Zeit zwischen der Gruppentherapie und den anderen Aktivitäten. Die Bungalows sind nur zum Schlafen da. Sie werden tagsüber abgeschlossen«, erklärt sie mit gedämpfter Stimme, während sie mich durch einen langen, mit spanischen Fliesen ausgelegten Gang führt.

Wir erreichen einen riesigen Raum, in dessen Mitte der Schreibtisch einer Krankenschwester thront. Eine Hälfte des Raums ist ein Speisesaal mit fünf runden Tischen aus hellem

Holz. Die andere sieht aus wie ein Aufenthaltsraum in einem Sommercamp für geistig Verwirrte und hoffnungslos Verdrehte: bunt zusammengewürfelte Sofas stehen vor einem Fernseher, auf Tischen liegen Buntstifte und Zeichenpapier.

Entlang der hinteren Wand geben gläserne Türen den Blick auf eine Terrasse und einen kleinen Hof frei. Dahinter liegen der Reitplatz und die Wiese, dann die leere Wüste. Ich bin am Ende der Welt angekommen.

»Die anderen Mädchen haben jetzt Gruppentherapie. Du wirst sie beim Nachmittagsimbiss kennenlernen.« Ihre Stimme hallt ein wenig, und die Wände ringsum fangen an zu schwanken. Ich kneife die Augen zusammen und bereite mich auf den Fall vor.

»Vorsicht, Liebes«, sagt sie und hält mich fest. Sie hat unerwartet flinke Reflexe.

»Mir geht's gut«, stoße ich hervor und reiße mich los. Als ich die Augen wieder aufschlage, stehen die Wände still. »Mir geht's gut.«

Sie presst die Lippen so fest zusammen, dass sie praktisch nicht mehr zu sehen sind. »Die Schwestern werden dich vor dem Abendessen untersuchen, dir etwas Blut abnehmen und ein EKG machen. Aber zuerst möchte Anna dich begrüßen.«

»Anna?« Kenne ich eine Anna?

»Anna. Deine Therapeutin.« Langsam geleitet sie mich zu einer Bürotür an der linken Wand des Saals. »Du hast Glück. Anna ist die beste, die wir haben.«

Glück? Die Zuckerwatte ist ja völlig verdreht.

Wir stehen jetzt vor der Tür, und mein Anstandswauwau klopft in schneller Abfolge dreimal an das Holz. AnnaAnnaAnna.

»Herein.«

Die Zuckerwatte nickt erst mir zu und dann zum Türgriff. »Geh rein.«

Mit zitternder Hand greife ich nach der Klinke. Aber das bin ich gar nicht. Ich bin entrückt, eine Zuschauerin in einem kalten, dunklen Theater, die miterlebt, wie ein ahnungsloses Opfer seinem Ende entgegengeht.

Tu's nicht!, will ich schreien. *Das ist eine Falle!* Aber das Mädchen auf der Bühne hört mich nicht. Sie drückt bloß die Klinke nach unten und tritt über die Schwelle. So ist es immer.

ERSTER TAG

Freitag, 4. Juli, 14.01 Uhr

»Ich heiße Stevie«, sage ich, bevor die Seelenklempnerin auf falsche Gedanken kommt. Die Zuckerwatte ist abgezogen. Ich drücke mich mit dem Rücken gegen die Tür, als Stütze – und damit ich das Gefühl habe, immer noch weglaufen zu können.

»Stevie. Ich bin Anna. Ich bin während deines Aufenthalts hier deine persönliche Therapeutin.« Die Seelenklempnerin lächelt ein warmes Lächeln, bleibt aber auf ihrem roten Sessel sitzen. Mit flinken Bewegungen faltet sie ein glänzendes gelbes Blatt Papier, bis es Formen annimmt. Sie macht keine Anstalten, meine Hand zu schütteln oder gar mich zu umarmen; vielleicht gibt es doch eine Art göttliche Fügung. »Offiziell fangen wir erst morgen an, aber ich habe gehört, dass du heute ankommst, und wollte mich vorstellen.« Sie legt die halb fertige Papierskulptur neben sich auf den Tisch.

Ich nicke. Als Belohnung dafür, dass sie mich nicht angefasst hat.

»Setz dich doch.« Sie deutet auf ein türkisfarbenes Zweisitzer-Sofa, das ihrem Sessel gegenübersteht. Die beiden Zierkissen darauf sind rund und safrangelb, und mit winzigen braunen Perlen bestickt.

Ich wäge ab, ob ich mich rühren soll oder nicht. Es wäre nicht fair, eine Gefügigkeit in Aussicht zu stellen, der ich mich letztendlich verweigern werde. Aber ich bin so müde, so blei-

schwer, dass ich einfach mit den Schultern zucke und mich auf die weichen Kissen plumpsen lasse. In dem Moment, in dem ich in das Polster sinke, stelle ich mir vor, ich wäre ein ganz gewöhnliches Mädchen, das sich nach der Schule auf einem Sofa lümmelt. Ich lasse meiner Fantasie freien Lauf und sehe Süßigkeiten vor mir. Eiskrem. Nein. Schokopops oder Frosties, etwas, das meine Mutter immer als krebserregend bezeichnet hat.

»In der ersten Woche kann es sein, dass du dich ein bisschen überfordert fühlst, mit den ganzen Therapien und dem Ablauf hier«, sagt SK.

Ich werde sie SK nennen; Seelenklempnerin ist mir zu umständlich. Sie trägt locker sitzende, gerippte Jeans und ein weißes Tanktop. Eine moosfarbene Strickjacke verhüllt Teile ihres prachtvoll hervorstechenden Schlüsselbeins, aber ihre Hüften und ihr Hintern sind weich. An ihren nackten Füßen steckt ein türkisfarbener Zehenring. Ihr erdbeerfarbenes, welliges Haar ist unordentlich auf ihrem Kopf hochgetürmt und festgesteckt. An der Innenseite ihres rechten Handgelenks hat sie das Peace-Zeichen eintätowieren lassen, damit alle Welt weiß, dass sie Yoga macht und für Pro Familia spendet. »Jeden Morgen beim Frühstück bekommst du einen Stundenplan, aus dem ersichtlich ist, wo du wann sein musst. Wir bauen auch Zeit zum Entspannen ein, damit du dich ausruhen und nachdenken kannst. Es ist Freizeit, die du so verbringen kannst, wie du möchtest, allerdings musst du in der Villa bleiben oder auf dem Rasen vor dem Haus.«

»Also doch nicht frei, was?« Warum habe ich bloß den Mund aufgemacht? Ich darf sie nicht an mich heranlassen.

»In der ersten Woche lernst du dein Behandlungsteam kennen: mich, deinen Arzt, deinen Psychiater und deinen Ernährungsberater«, fährt sie unbeeindruckt fort und zieht die Füße

unter ihren Sessel. »Es gibt eine Menge Papierkram und ein paar Computertests, ebenso wie medizinische Untersuchungen. Das alles ist nötig, damit wir genau verstehen, was du brauchst, während du bei uns bist.«

Ich werde nicht lange hier sein. Noch siebenundzwanzig Tage bis zum Jahrestag. Wenn ich es bis dahin schaffe. Mit ein bisschen Glück bin ich dann schon weg. Verschwunden, genau wie meine Mutter.

»Wenn das alles erledigt ist«, sagt SK, »dann gehen wir zu einer regelmäßigen Routine über. Wir beide werden uns dreimal wöchentlich zu Einzelgesprächen treffen, und zweimal pro Woche hast du Gruppentherapie.«

Das scheint mir der richtige Zeitpunkt, um wieder mit den Schultern zu zucken.

»Das ist alles ein bisschen viel, ich weiß.« Als sie lächelt, fällt mir auf, dass sich ihre beiden Schneidezähne unten leicht überlappen. »Du kannst jederzeit fragen, wenn du etwas wissen möchtest. Hast du jetzt irgendwelche Fragen?«

Ich schüttele den Kopf.

»Okay.« Sie legt ihren Kopf schräg und nickt. »Du bist bestimmt erschöpft.«

Solche Sprüche kriegen nur Psychologen hin. Ich betrachte die Wand rechts von mir, aber nirgends ist ein Diplom zu sehen, vermutlich um mir das Gefühl zu geben, dass sie bloß irgendein Mädchen ist, das ich kenne, und dass wir ganz gemütlich zusammensitzen, Zeitschriften durchblättern und miteinander quatschen, so nach dem Motto: *Mal ehrlich – was meinst du, würde mir ein Pony gut stehen?* Und dann: *Also … manchmal schließe ich mich im Bad ein und stecke mir den Stiel meiner Zahnbürste in den Hals. Mal ehrlich – ist das nicht völlig abartig?*

Ich fahre mit meiner rechten Hand über meinen Bauch und zähle die Rippen auf meiner linken Seite. Einmal, zweimal, dreimal. Sie stehen nicht mehr so weit vor wie gestern. Ich muss hier raus. Die ganze Sache ist ein einziger Fehler. Ich habe Dad gesagt, dass es ein Fehler ist.

SK nimmt eine Mappe vom Tisch und blättert sie durch. »Deinen Einweisungspapieren entnehme ich, dass du nicht viel Zeit hattest, dich auf ... das hier vorzubereiten. Nur einen Tag, wenn ich es richtig verstehe.« Der Tisch ist bemalt wie ein Schachbrett. Darauf steht einer von diesen Zen-Zimmerbrunnen. Das Wasser fließt laut und irgendwie unregelmäßig, als ob ein Elefant mit Prostataproblemen versuchen würde zu pinkeln.

»Falsch.« Jetzt die rechte Seite. Einmal, zweimal, dreimal. Ich kann sie unter all der Weichheit kaum noch fühlen. »Acht Stunden.«

»Wow.« Sie beugt sich zu mir. »Möchtest du mir erzählen, wie das abgelaufen ist? Wie bist du hierhergekommen?«

»Mein Dad hat angefangen, sich Sorgen zu machen, schätze ich. Also hat er hier angerufen. Ich kann nicht ... Ich weiß nicht.« Das ist keine Lüge. Ich weiß wirklich nicht, wie ich hierhergekommen bin. Ich fahre mit dem Mittelfinger über meine rechte Hüfte. Im Zentrum fühle ich die Narbe durch den Stoff meiner Jeans, knorrig und hart.

»Beschreibe mir doch, woran du dich erinnern kannst. Von deinem Blickwinkel aus betrachtet, nicht von Dads.« *Dad*, sagt sie. Als ob er auch ihr Dad sei. Als ob wir eine gemeinsame Vergangenheit hätten.

»Ich habe nicht behauptet, ich könnte mich nicht erinnern.« Aber sie fixiert mich weiter, und ich weiß, dass sie nicht klein beigeben wird, bis sie etwas von mir bekommen hat. »Ich bin

letzte Nacht nach Hause gekommen ... heute früh. Und er hat auf dem Sofa auf mich gewartet. Er hat ferngesehen.«

»Wie viel Uhr war es?«

»Keine Ahnung. Vielleicht drei oder vier. Es lief gerade eine Wiederholung der Dick-Van-Dyke-Show.«

»Du warst aus?«

»Mit Eden. Meiner ... Mit Eden. Sie hat mich heimgefahren.« Ich grabe meine Fingernägel in eins dieser gelben Kissen. Edens Name in meinem Mund fühlt sich an wie flüssiger Zorn. Aber sie ist alles, was mir geblieben ist, also schlucke ich ihn hinunter.

Als ich nach Hause kam, saß Dad in seinem Unterhemd und Jeans da und rauchte. Sein Mund war offen, aber es kam nichts heraus. Vielleicht lag es am Alkohol, aber plötzlich war Josh bei uns. »Er hat Angst«, übersetzte er. »Er wusste nicht, wo du warst. Er weiß nie, wo du bist. Nicht mehr.«

»Merkt er denn nicht, dass ich betrunken bin?«, rief ich kichernd. »Total dicht, besoffen, bekneipt.«

»Er ist ja nicht blöd, Stevie.« Ich spürte Joshs Müdigkeit. »Du hast viel zu wenig Achtung für ihn übrig. Genauso wie du alle anderen zu wenig achtest.«

»*Ohhh, Rooobbbb!*«, heulte Mary Tyler Moore im Fernseher.

»Hör zu«, sagte ich. »Spar dir deine Ansprache für ein anderes Mal, okay? Ich habe im Moment einfach zu viel um die Ohren. Es ist bald Jahrestag, weißt du?«

»Sag bloß!«

»Ich bereite ein Opfer vor«, erklärte ich mit ernster Miene. Dann brach es plötzlich aus mir hervor, ein schrilles, unkontrolliertes Lachen. Ich machte einen Schritt auf Dad und die heulende Mary Tyler Moore zu. Und dann wurde alles dunkel.

Als ich nichts mehr weiter sage, greift SK nach einer Plastikflasche mit Wasser zu ihren Füßen. »Dad meinte, du seist ohnmächtig geworden, als du nach Hause kamst. Du hast dir die Stirn an der Kante des Couchtischs aufgeschlagen.« Sie schraubt den Verschluss ab und trinkt einen Schluck.

Ich deute auf das purpurfarbene Mal über meinem Auge. Italien. *Beweisstück Nr. 1, Signorina.*

»Diese Ohnmacht ... Hing das mit deiner Anorexie zusammen? Damit, dass du unterernährt bist? Oder hattest du getrunken?«

»Beides.« Ich beiße mir auf die Innenseite meiner Wange, aber mein Lächeln ist wohl trotzdem zu sehen. Der Drang zu fliehen ist verschwunden, und jetzt will ich nur noch meine Augen schließen und mich in das Wort einsinken lassen, mich darin einweichen, bis meine Haut ganz schrumpelig geworden ist. *Anorexie.* Ja. Ja! Es ist, als ob sie mich zum ersten Mal richtig sieht.

»Passiert dir das oft?«

»Was?«, frage ich. Ich will, dass sie es noch einmal sagt. *Nenn mich bei meinem Namen.* »Das Trinken oder die Ohnmacht?«

»Das eine oder andere. Beides.« Ihre Konturen werden unscharf, schwimmen hin und her.

»Manchmal.«

»Also ... du kommst heim, fällst in Ohnmacht, und als du wieder zu dir kommst, woran erinnerst du dich?«

»Ähm ...« Ich schließe die Augen. »Brezel oder Erdnüsse?« Daran erinnere ich mich: An eine Frau mit orangefarbenem Make-up und mascaraverklebten Wimpern, die sich mit einem Porzellanlächeln über meinen Sitz beugt und mich mit einem Südstaatenakzent fragt: »Breezel oder Eerdnüsse, Heerzchen?«

»Das Nächste, woran du dich erinnerst, ist also, dass du in einem Flugzeug sitzt.«

»Ich habe keine genommen«, sage ich schnell.

»Keine ...«

»Brezel oder Erdnüsse. Ich habe keine gegessen.« Allein bei dem Gedanken daran verkrampfen sich meine Eingeweide. Wieder zähle ich die Rippen. Diesmal sind sie kaum noch zu finden.

»Ich verstehe.« SK beugt sich leicht vor. »Verrätst du mir, was du gerade denkst?«

Ich reiße die Augen auf, und plötzlich sehe ich die Welt mit einer glasklaren Deutlichkeit.

»Ich glaube, dass ich nicht hierhergehöre.« Die Entbehrung lässt mich scharf sehen wie ein Falke. Ich weiß, was geschehen muss. Ich werde Eden anrufen und sie bitten, mir ein Flugticket zu schicken. Sie wird sauer sein nach der SMS, die sie heute Morgen von mir bekommen hat, bevor das Flugzeug abhob, aber ich werde ihr sagen, dass ich da immer noch betrunken war. Es war nicht so gemeint. Nur ein einziger Anruf, und sie wird mich retten. Handys sind hier nicht erlaubt, aber ich bin gleich in die Damentoilette gehuscht, als das Flugzeug landete, und habe mein Handy in meinem BH versteckt, zusammen mit ein paar Zwanzig-Dollar-Scheinen, die ich aus Dads Brieftasche geklaut hatte.

»Du glaubst nicht, dass du krank genug bist, um hier sein zu müssen«, sagt SK. »Wenn du mit einer Zahl zwischen eins und zehn beschreiben müsstest, wie motiviert du bist, diese Behandlung durchzuziehen, wie würde deine Einschätzung ausfallen? Zehn wäre die höchste Motivationsstufe.«

Oh, ich bin motiviert. Ich bin motiviert, alles zu unternehmen, was nötig ist, bevor der Jahrestag gekommen ist. Wenn

sie denkt, dass sie mich mit ihrer süßen Art und ihrem begeisterten Kopfnicken aufhalten kann, dann ist sie die Irre.

»Mit wem muss ich sprechen, wenn ich hier auschecken will? Am besten noch heute Abend?«

Ihr Mund öffnet sich, als ob sie etwas sagen will. Dann presst sie kurz die Lippen zusammen. Der pinkelnde Elefant lässt sich nicht mehr länger ignorieren.

»Ich kann verstehen, dass es für dich überwältigend sein muss, in ein Therapiezentrum am anderen Ende des Kontinents zu kommen. Besonders, weil du keine Zeit hattest, dich darauf vorzubereiten.«

»Überwältigend ist wohl der falsche Ausdruck«, sage ich kalt. Mein Geduldsfaden wird immer dünner. Ha! Dünner. »Ich gehöre einfach nicht hierher.«

Sie nickt. »Ich weiß, dass du das denkst. Aber Stevie …« Ihr Blick verschränkt sich in meinen. Erst jetzt bemerke ich die Farbe ihrer Augen. Sie sind türkis, fast genauso wie das Sofa.

»Stevie«, wiederholt sie. »Ich darf dir versichern, dass du ganz bestimmt hierhergehörst. Du bist unglaublich unterernährt. Wenn du dich nicht augenblicklich in Behandlung begibst, dann wirst du sterben. Ich würde sogar vermuten, dass es deine Absicht ist, zu sterben.«

Endlich verstehen wir einander.

»Im Augenblick will ich nur, dass du weiterlebst, damit wir miteinander reden können. Vielleicht wirst du es irgendwann auch wollen.«

Ich will nichts weiter als meinen Zeitplan einhalten. Tick-Tack.

»Also … wie ist das jetzt mit dem Auschecken?«

Sie faltet die Hände in ihrem Schoß. »Da du erst siebzehn bist, kannst du dich nicht selbst entlassen. Das muss Dad für

dich erledigen. Und er hat unmissverständlich klargemacht, dass du die ganzen sechzig Tage hierbleiben musst. Länger, wenn nötig.«

Mein Körper krümmt sich, als ob sie mir gerade einen Schlag in die Magengrube versetzt hätte.

Sie spricht weiter, sagt etwas über »Heilung mit einem großen H«. Vermutlich will sie mir klarmachen, dass dies der erste Tag vom Rest meines Lebens sein könnte. Das jedenfalls hat mir Dad auf dem Weg zum Flughafen gesagt.

Sechzig Tage. Ihre Zeitplanung macht alles ein wenig komplizierter. Weiß sie denn nicht, dass der Jahrestag schon in siebenundzwanzig Tagen ist? Ich habe alles bis ins kleinste Detail geplant, habe seit beinahe einem Jahr jede meiner Bewegungen choreografiert. Mit einigen Fehltritten, wie ich zugeben muss.

Ich werde einen Weg hier heraus finden. Ich werde Eden anrufen, sie wird ein Flugticket für mich kaufen. Dann trampe ich zum Flughafen. Ich tue alles, was nötig ist, damit ich rechtzeitig zum Sterben zu Hause bin. Ich werde Josh nicht noch einmal im Stich lassen. Wenn sich der Tag, an dem ich meinen Bruder umgebracht habe, zum ersten Mal jährt, werde ich keinen Atemzug mehr tun.